Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. **№ 43.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 28. August 1843.

Gewerbliches.

Diesmal für Grünberg ganz besonders.

Ein, den hiesigen Ort zum Zweck des Einkaufes bisweilen besuchender Tuchhändler ließ sich vor Kurzem wie folgt über Gegenwart und Zukunft hiesiger Tuchmanufaktur vernehmen: „Bald wird man, äußerte er, der hiesigen Tuchmanufaktur mit dem Glückwunsche begegnen können, sie sei gerettet, nach vieljähriger Gefahr des Verderbens gehe sie neuer Belebung und besserer Zeit entgegen. Es ist recht erfreulich zu sehen, welchen bedeutenden Fortschritt Grünbergs Tuche im Allgemeinen durch wesentliche Verbesserung in Walke und Spinnerei, vor Allem aber seit Einführung der neuen Appreturmethode, in den letzten Jahren gemacht haben. Sie verdrängen nach und nach manchen üblen Mißruf, ja sie fangen immer mehr an, als preißwerth erkannt und gesucht zu werden. Doch noch ist nicht Alles geschehen, was dem hiesigen Orte die bessere Zukunft verbürgt; dazu wird es noch gar sehr der, nie rastenden und durch falsche Eigenliebe nicht verblendeten Aufmerksamkeit auf die Leistungen anderer Städte, des unverdrossenen Fleißes in fortschreitender Verbesserung des begonnenen Werkes bedürfen. Könnten die vielen Appreteurs in Grünberg dahin gebracht werden, sich, wie es in anderen Städten mehrfach geschehen ist, eine gemeinschaftliche Rauh-Anstalt einzurichten, so würden sie nicht allein ihre eigene Zukunft vor nur allzu begründeter Bekümmerniß über das sie erwartende Schicksal gründlich sicher stellen, sondern sie würden auch ein weit Wesentlicheres, als sogar viele Sachverständige zugeben wollen, zur raschen Wiederbelebung des hiesigen Tuchverkehrs und damit des allgemeinen Wohlstandes beitragen.“ — Soweit unser Freund, dem wir, in Bezug auf das schon vor Jahren über den letzten Gegenstand Gesagte, von ganzem Herzen beistimmen. So gut die hiesigen Tuchfabrikanten stark durch Vereinigung geworden sind, und durch Errichtung gemeinschaftlicher Spinnereien und Appreturanlagen sich und dem Gesammtwohle einen sehr großen Gefallen gethan haben, so gut könnten und sollten die hiesigen Appreteurs keinen Augenblick länger säumen, zu einer gemeinschaftlichen Rauhanstalt zusammen zu treten. Scheer- und Preß-Anstalt, Trocknerei u. s. w. kann dabei ein Jeder in seinem dazu eingerichteten Lokale behalten, während die Rauhkosten in demselben Maaße billiger werden, je größer die Rauhanstalt ist. Man sage uns nicht, es sei dies zum Verderben der bereits bestehenden wenigen Appreturanstalten; diese werden ihr Brod behalten, auch wenn noch 10, 15, 20 neue Rauhmaschinen erstehen. Doch man fange nicht mit kleinlichen Spielereien an unseren höchst geringfügigen und unzuverläßigen Wasserkräften (den Bober bei Naumburg nicht ausgenommen) an, man benutze den hohen Seegen, womit Gott unsere Gegend beglückt hat, die Braunkohle, zur Er-

richtung einer Dampfanlage. Dampf bleibt nach vielseitiger Erfahrung in der Regel die zuverläßigste und billigste Betriebskraft. Und fehlen scheinbar die Gelder, nun die werden sich durch Zusammentritt Vieler, durch Borg, vielleicht auch wohl durch Unterstützung der königlichen Behörden für den augenscheinlich guten Zweck, gewiß mit Leichtigkeit beschaffen lassen. Laßt uns nicht zweifeln, nicht kopfschütteln, nicht spöttisch lächeln, nicht grieschen (nach hiesigem traurigen Ausdrucke); laßt uns handeln! Dieß allein ist mannbar und christlich, dieß allein verdient und findet des Himmels Beistand!

Der glühende Pfennig,

von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung).

Da ward die ganze hochansehnliche Versammlung ein Mann. Die Musiker legten ihre Instrumente hin, als die Schlußstrophe kam, und Alles, was einen Mund besaß, sang jubelnd mit: „Glück auf! Glück auf! Glück auf!"

Der weite Saal hallte wieder von lauter „Glück auf!" Keiner dachte daran, die Sängerin durch Händeklatschen zu beloben, und gerade dieses Vergessen war deren schönster Triumph.

Der gute Cantor war auf die Sängerin mit weit ausgebreiteten Armen zugegangen. Alles — die Gesellschaft, die Dose, die Uhr — vergessend, umarmte und küßte er laut weinend die Schülerin, die seine kühnsten Erwartungen noch weit übertroffen hatte. Und Veronica gab Gott und ihrem einzigen Lehrer die Ehre und rühmte laut vor der Versammlung, wie sie Alles nur jenen Beiden zu verdanken habe. Und diese rührende Scene war mindestens eben so viel werth als das ganze Concert und konnte durch kein Eintrittsgeld bezahlt werden.

Die edle, uneigennützige Concertgeberin zu ehren, hatten die braven Seeberger nach beendigtem Concert ein festliches Mahl veranstaltet, dessen Hauptpersonen Veronica, ihr Vater und Bruder, so wie der glückselige Cantor Rössel waren. In der Zwischenzeit, während man die Zubereitungen machte, zupfte der Cantor seine Schülerin am Kleide.

„Veronikel" — sprach er nach alter, väterlicher Weise — „willst Du mich auf ein kurzes Viertelstündchen begleiten? Der Segen zerreißt mir noch die Schubsäcke, die zum Platzen voll Geld stecken. Ich möcht's gern heimtragen und vielleicht noch heute zum Theil unterbringen."

Ihrem Lehrer eine Freude mehr zu bereiten, hatte Veronica demselben die freie Gebarung und Vertheilung des Concerteinkommens an die Armen Seebergs übertragen und aus demselben Grunde mochte sie ihm auch den jetzt geäußerten Wunsch nicht abschlagen.

Ihrem Bruder einstweilen die Sorge für den blinden Vater übergebend, folgte Veronica dem guten Cantor nach, welcher jetzt in der That ein silberbeladenes Rössel war. Die Dunkelheit und lange Abwesenheit aus Seeberg ließen Veronica nicht erkennen, wohin sie ihr Begleiter führe. Soviel jedoch wußte sie, daß es nicht die Cantorwohnung war, vor welcher Rössel jetzt stehen blieb.

„Du selbst, liebe Veronica, sollst Dich überzeugen," hob der Cantor jetzt an, „ob ich Deine Liebesgabe richtig verwende oder nicht. Wir werden hier in dem Erdgeschosse dieses Hauses eine sehr hilfsbedürftige Familie und einen Mann finden, an welchem die Wahrhaftigkeit unsers Herrgottes auf's Neue sich bewährt. Jener Unglückliche war der einzige Sohn angesehener und wohlhabender Eltern, welche demselben außer diesem Hause noch ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterließen. Durch Müssiggang, Spiel- und Trunksucht, sowie durch andere abscheuliche Laster untergrub der Elende seinen Wohlstand, seine Gesundheit und zugleich das Glück seiner Frau und Kinder. Das Vermögen ist verschwendet, das Haus bis auf den letzten Ziegel verschuldet und er selbst von einem langwierigen Halsübel befallen, das die Aerzte für eine unheilbare Luftröhrenschwindsucht erkannt haben. Dabei quälen den Kranken Gewissensbisse ganz eigener Art und man ersieht, daß, was der Mensch säet, er auch einärndten wird, und daß der Herr geben wird einem Jeden nach seinen Werken."

Veronica nach sich ziehend, tappte der Cantor durch den stockfinsteren Hausflur. Er klinkte auf und sie traten in ein großes Gemach, welches durch ein Lämpchen nur matt erleuchtet war, und gegen den so eben verlassenen Concertsaal mit seinen vielen Lichtern auf das Grellste abstach.

Nachdem der Blick sich einigermaßen mit dem Halbdunkel befreundet hatte, erkannte er ein blasses, elend gekleidetes Weib, das einen wimmernden Säugling in der Stube umhertrug, welche

von fast allen gewöhnlichen Geräthen entblößt war. Zwei Kinder von etwa drei und vier Jahren schliefen in einem Winkel auf einigen Lumpen, den letzten Ueberresten eines Strohsackes und einer wollenen Decke. Obschon im festen Schlafe, waren ihre Wangen doch nicht geröthet, vielmehr erdfahl und welk. In dem einzigen Bette in der Nähe des Ofens lag der Kranke mit aufgerichtetem Oberleibe, in dessen hohlen Rücken man der Strohkissen mehrere gestopft hatte. Er war das grausende Bild eines auszehrenden Menschen, dessen nähere Beschreibung man dem Leser gern erspart.

Das Erscheinen der beiden Ankömmlinge wurde von der Frau mit derjenigen Gleichgültigkeit aufgenommen, wie sie die Verzweiflung zu verleihen pflegt. Kaum, daß sie den Gruß des Cantors erwiederte.

„Schläft Ihr Mann?“ hob der Cantor an.

„Gott sei's geklagt — nein!“ versetzte die Frau — „Ich vergehe noch in meiner Noth!“

Darauf näherte sich der Cantor dem Krankenbette.

„Wie geht's heute, Krenkel?“ fragte er:

„Beim Alten!“ hauchte der Kranke fast unhörbar. „So lange ich den glühenden Pfennig nicht hinten aus dem Halse loswerde, kann es auch nicht besser werden.“

„Mit Euerm glühenden Pfennige!“ fiel der Cantor ein — „Ich und der Doctor haben es Euch schon hundertmal gesagt, daß das Brennen nichts weiter als eine Folge Eures Halsübels sei. Wer wird sich denn solch närrisches Zeug einbilden, wodurch man nur sein Uebel vergrößert!“

„Ich muß es doch am besten wissen“ — versetzte der Kranke mit heis'rer Stimme. „Ganz deutlich fühle ich hinten am Halse einen harten, runden Fleck, so groß wie ein Pfennig, und derselbe ist glühend und quält mich ohne Aufhören. Nur immer kaltes Wasser möchte ich hinunterschlukken. Doch auch dieses hilft nur so lange, als es hinterfließt und dann brennt's gleich ärger denn zuvor.“

Unwillkürlich erinnerte sich hier Veronica ihrer einstigen Brandwunde, wo es ihr gerade eben so ergangen war als der Kranke beschrieb.

„Krenkel“ — sagte der Cantor wieder — „ich versichere Euch nochmals: es ist pure Einbildung mit dem glühenden Pfennige. Wie sollte auch ein solcher in Euern Hals kommen und dort so lange glühend bleiben?“

„Ich weiß schon“ — antwortete der Kranke — „voriges Jahr am Weihnachtsheiligabende, just um die fünfte Stunde, da war's, als ich den glühenden Pfennig zum Erstenmale im Halse fühlte.“

„Weil damals Euer Halsübel gerade so weit gediehen war“ — bemerkte der Cantor.

„Nein! nein! aus einer anderen Ursache“ — sprach der Mann kopfschüttelnd. „Um dieselbe Zeit vor eilf Jahren“ — er hielt seufzend inne.

(Beschluß folgt.)

Mannichfaltiges.

In einem Dorfe unweit Wurzen erwartete kürzlich ein Bauer Vieh, welches er bereits gekauft, und bei dessen Ablieferung die Kaufsumme von ihm erlegt werden sollte. Zu diesem Zwecke zählte er das Geld vorläufig in Kassenanweisungen auf den Tisch, und ging dann hinaus auf die Straße, um zu sehen, ob das Vieh noch nicht ankomme. Ein kleines Kind blieb allein in der Stube, und um sich eine Belustigung zu machen, nimmt es eine Kassenanweisung nach der andern und verbrennt sie im Kamine. Bei der letzten kömmt der Vater herein. Wie er den leeren Tisch und die letzte halbverbrannte Kassenanweisung in den Händen seines Kindes sieht, übermannt ihn die Wuth; er ergreift das Kind bei den Beinen und schlägt es mit dem Kopfe an die Wand, daß dieser sogleich in Stücke zerspringt. Kaum ist die That vollbracht, so kehrt ihm die Besinnung zurück. Voll Verzweiflung sieht er sich als Mörder seines liebsten Kindes, er kann den Gedanken nicht ertragen, geht auf den Heuboden und erhängt sich. — Seine Frau und seine Leute, die unterdeß auf dem Felde beschäftigt, finden bei der Heimkehr das todte Kind in der Stube, und da sie den Vater nicht finden, fürchten sie noch ein zweites Unglück und stellen Nachsuchungen an. Der Knecht geht mit der Laterne auf den Heuboden, und als er dort den Bauer hängend erblickt, erschrickt er so, daß er die Laterne fallen läßt, welche sogleich das Heu entzündet, dessen Flammen so umsichgreifen, daß in einigen Stunden das ganze Gehöfte ein Raub der Flammen geworden. — Kleine Ursachen, große Wirkungen!

*Eine junge hübsche Frau in Brüssel spielte vor einiger Zeit ihr Haus durch eine Art von Lotterie aus. Es ward gewonnen, aber Tags darauf erhielt sie das gewinnende Loos durch einen anonymen Brief zurück. — Das heißt man doch noch galant sein.

*Ein neapolitanischer Arzt, Namens Faracco, hat eine Schrift heraus gegeben, worin er zu beweisen sucht, daß man den menschlichen Körper unempfindlich gegen die Wirkungen des Feuers machen kann wenn man ihn mit folgender Auflösung reibt: Ein und eine halbe Unze Alaun aufgelöst in 41 Unzen warmen Wassers, wozu noch eine Unze Fischleim und eine halbe Unze arabisches Gummi genommen wird. — Wer übrigens Lust hat, dieses probate Mittel an seinem gesunden Leibe zu versuchen, lasse sich ja zuvor bei irgend einer Assecurranz gegen Feuerschaden versichern.

*In M. lebte ein alter Hagestolz, der allgemein für einen steinreichen Mann, aber auch für einen der filzigsten Geizhälse galt. Auf seinem Sterbebette ließ er seine nächsten Verwandten vor sich kommen. „Kinder!" redete er sie an: „für das bischen Geld und Gut, daß ich euch hinterlasse, erwarte ich von euch die kleine Gefälligkeit, daß ihr mir feierlich versprechet, mich mit meinem Kopfkissen begraben zu lassen. Es war der einzige innige Vertraute meiner dreimonatlichen Leiden, der Zeuge einer peinvollen Schlaflosigkeit, von dem ich mich auch im Grabe nicht trennen kann." Die Erben leisteten die Zusage und drückten ihm bald darauf die Augen zu. Als man ihn in den Sarg legte, trug einer der Vettern auch das Kopfkissen des Verstorbenen herbei Zufälliger Weise hielt er es so, daß er einen Gegenstand darin zu fühlen bekam, der nichts weniger als eine Flaumfeder sein konnte. Die Neugier öffnete das Kissen und siehe, es fanden sich in demselben 10,000 Rthlr. in Staatsschuldscheinen. Der lustige Vetter erlöste sogleich die armen Gefangenen, und der letzte Wille des Erblassers wurde doch durch die versprochene Einsargung des Kissens buchstäblich vollzogen.

*In einer kleinen Stadt in Belgien bemerkten Kinder, die im Walde spielten, auf einer Eiche Etwas, was ihnen wie ein Vogelnest erschien. Sie stiegen hinauf, um es herabzunehmen, allein wie groß war ihr Erstaunen, als sie darin einen in Wachstuch gehüllten mörderischen Apparat fanden. Sie meldeten es sofort der Obrigkeit. Diese fand, daß es ein mit mehreren Kugeln geladenes Pistol sei, und nach dem Fußpfade hingerichtet, den der Holzwächter gewöhnlich zu gehen pflegte. Es war über dem Weg ein Faden gespannt, bei dessen Berührung das Gewehr losgehen und so ihn tödten mußte. Man hat den Thäter entdeckt und er ist von dem Gerichtshofe zum Tode verurtheilt worden.

*Zwei Herren gingen vor einigen Wochen an den Ufern des Meeres bei Edinburg spazieren, und sahen in einiger Entfernung ein Kind, das auf einem kleinen Felsen stand, wo es unvorsichtiger Weise zurückgeblieben war, während die Fluth bereits andrang. Es war ganz von Wasser umgeben und hatte kein Mittel sich zu retten. Sie beredeten daher einen Mann, der in der Nähe arbeitete, nach der Stadt zu laufen und ein Pferd zu holen. Unterdessen kam ein anderer mit einem bespannten Karren vorbei. Die Herrn forderten ihn auf, sein Pferd zur Rettung des Kindes herzugeben, er hatte aber die Unmenschlichkeit, solches zu versagen. Die Gefahr wurde mit jedem Augenblick größer, daher man keine Zeit zu Höflichkeiten hatte. Man nimmt ihm also das Pferd mit Gewalt, holt das Kind, bringt es glücklich an's Ufer, und — es war der einzige Sohn des Karrenführers.

*Ein bemerkenswerthes Beispiel thierisches Instinktes ist folgendes: Zwei Wasserträger zankten sich und sind im Begriff sich zu schlagen, als ein Schlächter dazutritt, den Kampf zu verhindern. Sein Hund begleitet ihn, verschwindet plötzlich und kehrt nach einem Augenblick zurück, seinem Herrn dessen Stock zu präsentiren, wohl geeignet, manche Schwierigkeit bald auszugleichen. Alles lacht und der Streit war geendigt. — Der Hund muß bemerkt haben, daß der Stock allemal das eindringlichste Recht ist.

Charade.

Mein Erstes glüht die Sonne zart;
Mein zweites glüht, dann wird es hart,
Mein Ganzes faßt, was neue Gluth
Ergießt in Euer Blut.

(Die Auflösung folgt in der nächsten Nummer.)

Druck und Verlag von W. Levysohn.